

) Inchterland
new voices

TORBORG NEDREAAS

NICHTS WÄCHST
IM MONDSCHEN

Roman

Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs

Luchterhand

Ich suche und suche nach jemandem. Seit dreizehn Tagen suche ich diesen Menschen nun schon. Ich bin kreuz und quer durch die Stadt gelaufen. In allen Hotelfoyers bin ich gewesen, habe dort gesessen und Ausschau gehalten. Ich bin mit der Straßenbahn gefahren, wahllos einfach irgendwohin, und habe wie selbstverständlich damit gerechnet, diesen blauen Mantel irgendwo unter den Fahrgästen hervorstechen zu sehen – überall, wo Menschen unterwegs sind, war auch ich unterwegs und habe in Gesichter geschaut, ob vielleicht gerade dieses eine Gesicht noch einmal meinem Weg kreuzt. Aber nichts. Vielleicht will ich ja nur noch einmal, für einen Moment, diese Gesichtszüge sehen, sie erkennen. Wir wissen nicht einmal voneinander, wie wir heißen. Ich will nur für einen Moment in dieses Gesicht blicken, will für eine kleine Sekunde in dieser Menschenseele versinken und sie mit mir nehmen. Will in die Tiefe eines Menschenschicksals blicken, das mir eines Nachts von zwei zitternden Händen gereicht wurde.

Im Grunde ist es schwer zu verstehen, warum ich auf sie aufmerksam wurde. Aber es waren wohl mehrere Dinge – meine eigene Stimmung, das Wetter, die Leere gerade dieses Tages. Was weiß ich. Einige Tage

sind eben so – leer. Sie arbeiten in uns, zerren an einem und halten uns auf Distanz. Und ich ließ mich umhertreiben, ohne Lust, irgendwo einzukehren, aber auch ohne Lust, nach Hause zu gehen. Es war diese Art von Frühlingsabend, die mit etwas Regen einhergeht, nur so wenig Regen, den man wie feine Nadelstiche auf dem Bürgersteig bemerkt, aber doch eine blaue Dämmerung mit milder, klarer Luft. Die Straßenlaternen waren gerade angezündet worden, helle Kerzen hoben sich vom blauen Zwielflicht ab. Es duftete nach Märzabend und feuchtem Asphalt. Ich ließ mich in die Bahnhofshalle treiben. Eigentlich hatte ich dort nichts zu tun, aber ich kaufte mir am Kiosk eine Zeitung, damit es so aussah, als hätte ich dort etwas zu tun.

Und da entdeckte ich sie. Gerade, als ich die Zeitung in die Tasche steckte und mich zum Gehen wandte, sah ich die Frau dort stehen und nach jemandem Ausschau halten, auf jemanden warten. Durch das Glasdach über uns sickerte perlmuttartige Dämmerung, während gelbes Laternenlicht auf ihre Schultern und Haare fiel. Sie trug keine Kopfbedeckung. Ihr Gesicht lag im Schatten, ich sah es nur undeutlich.

Die Stimmen in der Bahnhofshalle klangen wie singende Hammerschläge, alle Geräusche kamen zurück und umhüllten uns und brachten uns zueinander. Vielleicht lag es daran, und auch an ihrem suchenden Blick. Ich hatte das Gefühl, dass sie gerade mich suchte, oder zumindest nach irgendetwas auf der Suche war, es ist schwer zu sagen, denn sie sah doch recht durchschnittlich aus, und ich hatte keinen Bedarf an einem

Mädchen an diesem Abend, ich hatte kein Abenteuer im Sinn. Aber hier muss ich kurz innehalten, denn dies ist eine Erinnerung, die sich mir wirklich eingetrichtert hat. Ich muss ein wenig bei ihr verweilen und sie auskosten, auch wenn sie unerheblich erscheinen mag.

Dort stand ein junges Mädchen, ich hielt sie für vielleicht neunzehn, zwanzig Jahre alt. Ein mir absolut fremdes junges Mädchen, deren Gesicht ich nicht einmal sehen konnte. Sie stand da mit einem kleinen roten Koffer in der Hand und sah aus, als wisse sie nicht, wohin. Der Mantel hing offen und locker an ihr, sie hatte eine Hand in die Tasche gesteckt. Die Hand, die den Koffer hielt, war nackt, ohne Handschuhe. Glattes Haar, flache Schuhe. Ich ging um sie herum und näherte mich ihr von hinten, sie hielt den Kopf ein wenig gesenkt. Ich sprach die Haare an, die weich auf ihre Schultern fielen, ich hatte keine Absichten und verschwendete keinen Gedanken daran, was ich sagen wollte oder dass ich überhaupt etwas sagen müsste.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, mein Fräulein.« Die Wärme in meiner Stimme überraschte mich ein wenig, es war ja möglich, dass ich abgewiesen würde – oder dass sie ein Straßenmädchen war. Sie schüttelte langsam den Kopf, drehte sich aber nicht einmal um, um zu sehen, wer sie da angesprochen hatte, oder mir einen eiskalten Blick zuzuwerfen. Noch immer hatte ich ihr Gesicht nicht gesehen. Ich sagte: »Ich kann den Koffer für Sie tragen.« Nun ging sie los, langsam, mit gesenktem Kopf. Sie ging auf den Ausgang zu. Ich folgte ihr dicht danach. Sie blieb ste-

hen, als ob sie sich nicht richtig entschließen könnte. Ich sagte: »Wir nehmen den anderen Ausgang.« Und ich ging an ihr vorbei, ohne sie anzusehen – ich wusste, dass sie da war, dass sie mir auf dem Fuße folgte. Ich registrierte, dass in ihrem Koffer etwas raschelte, ich spürte ihren Atem, und das Geräusch ihrer Schuhe gleich hinter mir klang so vertraut und nahe, als ob sie mir etwas zuflüsterte.

In meinen Gedanken herrschte Chaos. Wo sollten wir hin, was in aller Welt sollte ich mit diesem fremden Mädchen, wer war sie, wie war sie – wie sollte dieser Abend enden? Ich sagte einfach: »Zu Ihnen oder zu mir.« Sie zögerte kurz mit der Antwort. »Lassen Sie uns zuerst ein bisschen gehen«, sagte sie dann. Nun drehte ich mich zu ihr um und ließ sie neben mich treten. Erst jetzt sah ich sie an, sah zum ersten Mal ihr Gesicht. Und hier muss ich wieder kurz innehalten, denn es hat etwas Besonderes, wenn man das Gesicht eines Menschen zum ersten Mal sieht. Man kehrt gern zu dem Augenblick zurück, um den Faden zu finden, der zur nächsten Phase führt: Dann sieht man den Menschen, dem dieses Gesicht gehört, den eigentlichen Menschen. Wir gingen auf eine Laterne zu, es war schon etwas dunkler geworden. Das Licht fiel ihr voll ins Gesicht, entblößte es für mich. Dann waren wir an der Laterne vorbei, und ihr Gesicht lag wieder im Schatten. Es war so, als habe sie sich wieder versteckt. Aber in dem kurzen Moment, in dem das Licht auf ihre Züge fiel, hatte ich gesehen, dass sie um einiges älter war, als ich gedacht hatte, vielleicht Mitte zwanzig, vielleicht fast

dreißig. Ihre Züge hatten etwas Kindliches, etwas noch Unverbrauchtes, aber die feinen Fältchen um die Augen und eine ziemlich ausgeprägte Furche über der Nasenwurzel hatten ihre Zeit gebraucht, um sich zu entwickeln. Sie sagte, wir können doch einfach ein bisschen umherlaufen.

Wir gingen schweigend weiter. Die Autos glitten leise auf dem Asphalt vorüber, die Scheinwerfer spielten mit unseren Schatten und ließen sie um uns herumtanzen. Ich sah sie ab und zu an, sie schaute geradeaus und hatte etwas Düster-Grübelndes in ihren Augen. Ihr Mund war groß und sinnlich, aber ohne jede Farbe und gab nichts von ihren Gedanken preis. Falls sie irgendwelche Gedanken hatte. Ich wusste das nicht, dachte vielleicht auch nicht weiter darüber nach. Ich war erstaunt von der Tatsache, dass ich sie nicht begehrte. Aber mein Herz schlug flatternd, ihre Schritte flüsternten mir zu, und ihre Nähe kam mir vor wie eine beunruhigende Berührung.

Wenn wir etwas erleben – ein Geschehnis oder einen Menschen –, das sich in unser Dasein drängt und ihm Bedeutung gibt, dann hängen wir uns oft an den kleinen Dingen auf. Alles, was uns mit diesem Geschehnis verbindet, entwickelt in uns sein eigenes Leben und verlangt etwas von uns, sogar die kleinsten Belanglosigkeiten. Hier ging ich an einem regennassen Märzabend mit einem fremden Mädchen durch die Straßen, wir sagten nichts, ich wusste ihren Namen nicht, aber alles, was passierte, brannte sich in mir ein und wird immer ein Teil von mir sein, ein Teil meines tiefsten Inneren. Wir

gingen zum Hafen hinunter, ich nahm den Geruch des Meeres und der dort liegenden Fischkutter wahr, und eine Möwe schrie. Ich werde dieses starke Gefühl immer wieder haben, wenn ich den Geruch des Meeres wahrnehme, und ich fand es seltsam, abends den Schrei einer Möwe zu hören. Es war nur ein einziger Schrei, dann hupte ein Auto, und dann fuhr eine Straßenbahn vorbei und kreischte in den Schienen. Ihr Haar war nass geworden und klebte jetzt an ihrer Kopfhaut. Es war aus der Stirn gestrichen und hing gerade nach unten. Wenn das Licht darauf fiel, war es gelb, ansonsten war es aschblond. Licht und Schatten fielen abwechselnd auf sie, als wir weitergingen, ihr Gesicht leuchtete langsam auf und zog sich dann wieder in den Schatten zurück. Wir erreichten die alten Stadtteile, dort gab es nur die eine oder andere Gaslaterne, die mit flackerndem Licht Zickzackstriche aus Phosphor auf die regennassen alten Pflastersteine malte. Die kleinen Häuser standen dicht an der Straße oder verborgen in winzigen Gärten, ohne jede Ordnung, ohne jede Symmetrie. Sie versteckten sich hinter neueren Lagerhallen und lugten ängstlich hervor, die kleinen Fenster vollgestellt mit Blumen, die im Licht der Gaslaternen schlummerten.

Sie blieb vor einem dieser kleinen Häuser stehen und berührte das Gitter, das den Rest des winzigen Gartens beschützte. Ihre Stimme war warm, die einer reifen Frau.

»In so einem Haus wollte ich immer schon wohnen«, sagte sie. »In so einem kleinen Haus mit kleinen neugierigen Fenstern und vielen Blumen.«

Ich sagte nichts. Mädchen, die mit fremden Männern losziehen, sagen so viel, und man weiß nicht, was man davon halten soll.

Wir gingen zurück in Richtung Stadt. Später sagte sie, im Garten solle Wäsche an einer kleinen Leine zum Trocknen hängen. Wäsche, die sauber und glatt rieche und im Sonnenschein mit dem Wind spielt.

Ich hörte ihr zu. Das, was sie sagte, verströmte eine ganz eigene Stimmung, das Wenige, was sie über Kleider auf der Leine und ein winzig kleines Haus erzählte. Manche können über Kunst oder Literatur reden oder eine interessante Anekdote erzählen, der man lauscht, die aber nicht weiter als bis zum Gehirn, ins Bewusstsein dringt. Aber es kann auch passieren, dass sich das, was gesagt wird, unter die Haut stiehlt und etwas mit deinem Innersten macht. Dieses Mädchen redete über Kleider auf der Wäscheleine und Sonne und ein kleines Haus auf eine Weise, die mich berührte: sie kreierte eine Stimmung, die mir ins Blut ging und ein Teil von mir wurde. Deshalb muss ich innehalten und daran denken, ich muss es noch einmal durchleben, weil es eine Tür zu dieser Person, die ich nicht kannte, einen Spaltbreit öffnete. Als wir wieder in der Stadt waren, kam sie mir fast unmerklich ein wenig näher. Ich beehrte sie nicht. Aber ich wünschte, unser Spaziergang würde niemals enden. Ihre Schulter berührte einige Male meinen Arm. Das war gut. Ich wünschte sie mir nicht einen Schritt näher.

Wir sahen ein erleuchtetes Schaufenster, mit Taurollen und Angelsachen und Stapeln von Winden mit

grob gesponnener Wolle in der Auslage. Sie blieb stehen, mit dem Rücken zum Schaufenster. Sie hatte diesen düsteren, grüblerischen Ausdruck in den Augen.

»Du.«

Dieses eine Wort. Es entzündete eine helle Freude in mir. Ich wagte nicht, zu antworten, wagte nicht, meine eigene Stimme zu hören, aus lauter Angst, diese Freude in mir zu ersticken. Ich hörte zu.

»Es ist seltsam. Aber so, wie wir hier gehen, das tut gut. Ich fühle mich jetzt richtig gut.«

Es lag keine Wehmut in ihrer Stimme, und keine Freude. Sie sagte es einfach, stellte es fest, ohne Verwunderung. Als wir weitergingen, sagte sie: »Gott weiß, woher das kommt. Im Grunde ist es wohl das Einzige, wonach wir uns sehnen. Die Wärme eines Mitmenschen an unserer Seite.«

Sie betonte jedes Wort. Jedes dieser Worte blieb stehen und schwelte weiter, während sie verstummte. Ich merkte, wie mir das Atmen schwerfiel.

Ich kann nur schwer in Worte fassen, was da passierte. Ich entdeckte sie Schritt für Schritt, immer wieder wurde eine Tür einen Spaltbreit geöffnet, eine Tür zur Seele eines Menschen. Und jedes Mal ahnte ich mehr und mehr von dem, was sich dahinter verbarg.

Eine Menschenseele ist etwas, was nur für die von Bedeutung ist, die ebenfalls eine Seele haben. Ein großer Teil der Menschheit hat keine. Und jene, die eine haben, hüten sich davor, sie preiszugeben. Deshalb ist dieses Erlebnis so gewaltig: wenn man bei der ersten Begegnung die Berührung dessen spürt, was man die

Seele eines Menschen nennt. Und hier muss ich abermals ein wenig zurückgehen, ich muss es mir ein wenig ansehen und kann nicht so leicht darüber weggehen.

Ich traf ein Mädchen, das ohne Weiteres mit mir ging. Man kann Mädchen treffen, die schön sind oder deren Bewegungen unser Begehren weckt, Mädchen, die mitgehen. Meistens reden sie, sie plaudern und lachen und scherzen. Das gehört dazu. Aber hier traf ich eine, ich wusste nicht, ob sie schön war, sie stand nur still im Bahnhof, mit einem kleinen roten Koffer in der Hand, und sie bewegte sich nicht, weil sie stillstand. Und sie sagte nichts, wir beschlossen nicht, wo wir hingehen sollten, und ich hatte keine Ahnung, was ich von ihr wollte. Aber die ganze Zeit spürte ich sie neben mir. Und etwas von dieser Nähe ging mir unter die Haut, etwas davon beunruhigte mich und ließ mein Herz in einer Mischung aus Angst und Erwartung schlagen, ohne Begehren. Und es war diese stumme Kommunikation zwischen uns, als wir gingen, die mich den *Menschen* erahnen ließ, der dort neben mir ging. Den Menschen mit einer Seele, der die Fähigkeit besitzt, Schmerz und Glück in sich zu tragen, vor allem aber auch die Wut aus menschlichem Schmerz, die töten kann oder verstümmeln, selbst wenn das Glück den Menschen umarmt. Dieser Schmerz, der den Menschen formt und ihm seltsam soghaft aus den Poren strömt.

Sie sagte kein Wort, als ich vor meiner Haustür stehen blieb und aufschloss. Sie ging einfach hinein, vor mir her. Auf der Treppe wartete sie einen Moment und

machte Platz für mich, und sie berührte leicht meinen Arm. Sie fragte: »Hast du etwas zu trinken.«

Diese Frage hätte sie in ein schlechtes Licht tauchen können. Wenn ich nicht schon so viel über sie gewusst hätte, wie ich eben wusste. Aber so, wie es war, weckte die Frage in mir eine Zärtlichkeit, eine kleine schmerzhaft Zärtlichkeit: als könnte ich ihr mit nichts anderem helfen als mit etwas zu trinken.

Ich hatte etwas, nicht viel. Aber sie war zufrieden. »Genug zu rauchen?«, fragte sie, »etwas zu rauchen?«

An Zigaretten mangelte es mir nicht, zum Glück.

Sie machte eine abwehrende Bewegung, als ich ihr aus dem Mantel helfen wollte. »Warte«, sagte sie. Sie war in die Betrachtung meines Bücherregals vertieft.

Es ist so, dass ich meine Mitmenschen meistens danach beurteilen kann, was sie in meinem Wohnzimmer als erstes interessiert. Wenn sie zuerst zum Bücherregal gehen, bin ich oft skeptisch. Es kann pures Getue sein. Aber bei Mädchen zeigt sich das Getue eher darin, dass sie hingerissen vor einem Gemälde stehen. Die französischen Kupferstiche würdigen sie keines Blickes. Ich hätte mir vorstellen können, dass dieses Mädchen ein philosophisches Werk oder etwas Kunstgeschichtliches in die Hand genommen hätte, um zu zeigen, dass sie Niveau besaß. Das ist menschlich. Ihre Wahl überraschte mich. Das Buch, in dem sie jetzt blätterte, war das »Decamerone«. Um ihren Mund spielte ein feines Lächeln, ihre Augen jedoch waren weiterhin verhangen. Ich fragte, ob ihr das Buch bekannt sei. Sie nickte, ohne den Blick vom Buch zu heben. Ihre Hände,

die sich daran zu schaffen machten, waren lang und ausdrucksvoll. Man konnte den kräftigen Knochenbau unter der seidenglatten Haut erkennen. Die Finger der rechten Hand waren dunkel vor Nikotin, und auch ihre linke Hand hatte etwas davon abbekommen. Sie trug keinen Ring, kein Schmuckstück. Als sie das Buch wieder ins Regal zurückstellte, fragte ich, wie es ihr gefallen habe. Sie zuckte mit den Schultern.

»Es hat mir gefallen, als ich jung war. Es hat mir gefallen, als ich die Liebe für etwas Munteres, Fröhliches hielt. Da ist von ›Liebe‹ die Rede, aber da hätte ›Leidenschaft‹ stehen müssen.«

Ich fragte, ob sie das nicht für ungefähr dasselbe hielte. Da sah sie mich an. »Du weißt so gut wie ich, dass Leidenschaft Genuss ist, und, von mir aus, Glück. Liebe dagegen ist eher – ach ja. Meistens schrecklich.« Sie senkte den Blick, ihre Stimme wurde zum Flüstern. Dann schnitt sie eine Grimasse und ließ sich in einen Sessel fallen, den Mantel hatte sie immer noch an.

»Ich finde, wir werden zu feierlich«, sagte sie.

Das hatte in meinen Ohren einen falschen Klang.

Ich schenkte ein, wir tranken schweigend. Ich suchte ihren Blick, er wich mir aus. Sie rauchte begierig. »Also«, sagte sie, und dann hob sie ihr Glas und trank mir zu, auf eine Weise, als ob sie es rasch hinter sich bringen wollte. »Verstehst du«, sagte sie nach einer Weile, »ich muss ein bisschen beschwipst werden.« In ihren Augen lag eine Spur von Schmerz. Ich fühlte mich unwohl bei dem, woran sie wohl dachte, ich wollte ihr sagen, sie brauche keine Angst zu haben. Ich verlangte doch

nichts von ihr, außer dass sie da in meinem Wohnzimmer saß und nicht wegging. – Die Wärme eines Mitmenschen an meiner Seite – wenn sie nur gewusst hätte, wie viel mir das bedeutete. Es ist nur so, dass es so wenige Mitmenschen gibt.

Ich hörte, wie sie heftig an ihrer Zigarette zog, ihren Blick auf mich gerichtet, forschend und ohne Koketterie. Jetzt war die Furche auf ihrer Stirn sehr deutlich zu sehen. Mir kam der Gedanke, dass sie durchaus auch über dreißig sein konnte. Aber ihr Körper war der eines jungen Mädchens. Lange mädchenhafte Beine, der eine Fuß ein wenig nach innen gekehrt. Unter dem Mantel trug sie einen sportlichen grauen Rock und eine blassblaue Hemdbluse mit Krawatte. Die strenge Krawatte machte ihre Züge nur noch kindlicher. Hübsch war sie eigentlich nicht, hübsch war nur ihr Mund. Der war schön.

Sie rauchte gierig, sie verzehrte die Zigaretten, bis sie nur noch den Stummel zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, um auch noch den letzten Zug in sich hineinzusaugen. Die Uhr auf dem Kaminsims tickte. In der Wohnung über uns lief schmissige Akkordeonmusik im Radio und scharrte in den Wänden. Sie hatte sich im Sessel zurücksinken lassen und die Augen geschlossen. Ich fragte: »Willst du nicht ablegen.« Sie antwortete, ohne die Augen zu öffnen: »Ich friere.«

Das Licht fiel voll auf ihr Gesicht. Das war vor allem von Müdigkeit geprägt, jetzt, wo sie sich entspannte. Ihr Mund bebte ein wenig. »Weißt du, worauf ich heute

Abend Lust habe«, fragte sie leise. Ich beugte mich zu ihr vor und nahm ihre Hand, die ganz schlaff in meiner lag.

»Aber ich weiß nicht, ob ich es kann«, sagte sie. »Ich weiß nicht, ob du es willst.« Ich drückte ihre Hand behutsam.

»Heute Abend habe ich Lust zu reden. Aber das würde dich sicher nur langweilen.« Noch immer waren ihre Augen geschlossen, und man konnte ihrem Mund kaum ansehen, dass sie etwas sagte. Ich küsste ihre Hand, ganz leicht, und merkte, wie sich ihre Finger ganz vorsichtig um meine schlossen. Sie sagte: »Darf ich?« Sie öffnete ihre Augen, fragend. Ich ließ ihre Hand los und steckte mir eine Zigarette an, lehnte mich zurück. »Ich warte«, sagte ich. Ein kleines Lächeln glitt über ihr Gesicht, ohne dass der Ernst aus ihren tiefen grau-braunen Augen gewichen wäre. Sie setzte sich vor auf die Kante des Stuhls. Der Saum ihres Mantels streifte den Teppich. »Aber ich brauche mehr zu trinken«, sagte sie. »Ich muss beschwipster werden. Ich muss es jetzt loswerden. Ich schweige schon so viele Jahre«, sagte sie. Ich fragte, wie alt sie sei, und sie meinte, sie sei achtunddreißig.

Ich goss ein Bierglas halbvoll mit Aquavit und stellte es vor sie hin. Sie steckte sich am Stummel der letzten Zigarette eine neue an und trank. In der Wohnung über uns verströmte das Radio ein Xylophonsolo, und sie summte zu der albernen Melodie, mit leiser, heiserer Stimme. Ihre Schultern bewegten sich unmerklich im Takt. Dann unterbrach sie sich, um zu trinken, stöhnte

leise, als sie das Glas wegstellte. Draußen regnete es heftiger, der Regen rauschte auf der Straße und gurgelte in der Dachrinne. Ich sagte: »Ich warte.«

Sie sagte: »Du darfst es nicht eilig haben. Denn dann gelingt es mir nicht.« Sie summt wieder und sah mich an, Schatten von Ernst und Schalk spielten in ihren Augen. »Ich brauche Zeit, verstehst du«, sagte sie. »Ich brauche Zeit, ich muss nachdenken, damit ich nicht lüge. Denn jetzt will ich nicht mehr lügen und nicht mehr schweigen. Ich bin viel zu sehr an das Lügen gewöhnt, verstehst du.«

Durchaus. So wie alle Menschen. Wir lügen einander glatt ins Gesicht und direkt in die Seele. Wir vermorden innerlich und begraben uns in den Lügen der anderen und unseren eigenen. Sie nahm das Glas in die Hand und ließ sich wieder zurücksinken, die Zigarette hing in ihrem Mundwinkel. Der Rock war ihr über ein Knie geglitten, es war ein rundes Kinderknie. Sie sah mich unter halbgesenkten Lidern an, sie hatte gesehen, dass ich ihr Knie ansah. Man konnte merken, dass sie jetzt angetrunken war, sie sagte: »Nun gut. Du bekommst eine Chance. Du hast die Wahl. Du kannst meinen Körper haben oder meine Seele. Du hast die Wahl.«

»Wenn ich nicht beides haben kann, dann wähle ich deine Seele.«

»Mein Körper ist viel schöner«, sagte sie. »Ich warne dich nur. Außerdem werde ich dir die ganze Nacht stehen, sobald ich mit dem Reden beginne.«

»Fang an. Bitte.«

Ihr Mund zitterte wieder, ihre Stimme war kaum zu hören.

»Ich habe nur ein wenig Angst, verstehst du. Denn wenn ich merke, dass ich dich langweile – nein, du verstehst das nicht. Aber wenn du auf die Uhr schaust, dann werde ich vor Scham sterben. Oder Nein, uff, so ist das nicht. Jetzt lüge ich. Aber ich kann nichts sagen – verstehst du? Vielleicht verstehst du?«

»Liebe ...«

»Und du musst mir glauben. Du darfst nicht so ernst nehmen, dass ich ein bisschen spiele. Ich spiele, wie in einem Theaterstück. Ja? Das tun wir alle. Aber es kommt vor, dass wir uns *selbst* spielen, manchmal müssen wir uns spielen. Jetzt bin ich ganz schön beschwipst.« Sie lachte ein tiefes Lachen. »Du weißt nicht, worauf du dich einlässt, wenn du um meine Seele bittest. Denn das hier wird dich quälen. Ich weiß, dass du so bist. Deshalb habe ich Lust, mich dir zu öffnen. Aber schlimmer ist es, wenn ich dich langweile. Das kann durchaus passieren, denn ich bin keine begabte Erzählerin, jedenfalls nicht, wenn ich die Wahrheit sage. Du rechnest vielleicht mit einer zusammenhängenden Geschichte. Aber die wäre dann nicht *wahr*. Das Leben ist nicht so, ist keine zusammenhängende Geschichte. Ab und zu denken wir das, und die Gedanken wandern rückwärts und holen Dinge hervor, die zu dem gehören, was uns zum Denken bringt, und das kehrt die Reihenfolge um, und es muss so sein. So muss ich jedenfalls erzählen, wenn ich etwas sagen soll. Und dann sind da Details. Kleinigkeiten, die nicht – die nicht – tja ... gut

sind. Aber die sein müssen. Denn das, was für einen selbst ohne Bedeutung ist, kann für andere entscheidend sein. Für mich waren oft die seltsamsten Dinge entscheidend. Und sie müssen dabei sein ... *Willst* du wirklich?»

»Erzähl weiter.«

Sie lehnte sich wieder nach vorne, als ob sie auf etwas horchte. Ihr Blick entglitt mir, ging weg vom Wohnzimmer, von Raum und Zeit. Die Zigarette hing zwischen ihren Fingern und rauchte sich selbst. Ihre Stimme war leise.

»Ich weiß nicht, warum ich plötzlich reden muss. Oder vielleicht weiß ich es doch.«

Sie lachte leise. »Es ist eine alte Wahrheit, dass ein Mensch im Augenblick seines Todes sein ganzes Leben vor sich sieht. Ich selbst weiß nicht, an welchem Tag ich sterben werde. Es ist nicht sicher, dass ich mir das Leben nehme. Ich habe es noch nicht getan, und da wird es jetzt wohl auch nicht dazu kommen.« Sie lachte wieder und hob das Glas zum Mund.

»Aber als du mir im Bahnhof begegnet bist, da stand ich am Rand eines Abgrundes. Du hast mich ein Stück von diesem Abgrund weggezogen. Aber er ist noch da. Eigentlich ist er das immer für solche wie mich. Es ist eigentlich nur ein Zufall, ob wir stolpern und abstürzen oder nicht.« Sie legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen, ihr Hals zeichnete einen feinen Bogen. Ihr Mund formte tiefe Schatten im Licht der Lampe.

so, dass sie nie erzählt wird. Es ist eine Geschichte, mit der man lieber allein bleibt. Und über die die Dichter nicht schreiben. Die Dichter schreiben lieber über das, was schön ist. Sogar Trauer und Tragödie machen sie schön. Die Dichter!« – Ihr Mund verzog sich unmerklich. »Die Dichter – sie sind die Verwalter der Wahrheit. Oft erzählen sie die Wahrheit – einen Teil der Wahrheit. Über den Rest schweigen sie, denn sonst würde niemand ihre Werke kaufen. Aber was sie verschweigen, das wird zur Lüge in der Wahrheit, die sie erzählen.« Sie öffnete die Augen. »Hast du das verstanden? – Es ist aber auch egal. Jetzt bin ich betrunken. Das ist schön. Und jetzt will ich reden, auch wenn du darüber einschlafen solltest. Wie weit war ich gekommen? – Ach, ach ja, das ist egal. Ich hatte ja noch gar nicht angefangen. Prost! Also, die Geschichte ist nicht originell. Es geht um Liebeskummer und Geldnöte und Erotik und Ehebruch und den Teufel und seine Großmutter. Hast du ein Streichholz? Danke. Aber jetzt musst du zuhören und nicht auf die Uhr schauen. Du musst wach sein, denn ich will sehen, wie du blass wirst. Meine Geschichte handelt von Blut. Aber nicht von dichterischem Blut voller Schönheit. Nein. Hässlich. Grauenhaft. Blut und Schleim und Hautfetzen. Ja? Jetzt runzelst du die Stirn. Ich habe dir doch gesagt, dass das hier nicht schön wird. Denn das hier ist *wahr*, das kann ich dir sagen. Verrat und Lüge und Heuchelei, das ist wahr. Ich habe so ziemlich viel gelesen, aber ich habe noch nichts gelesen, was ganz und gar wahr ist. Abgesehen von medizinischen Büchern, aber sogar die

sind unvollständig. Ach, hast du noch was zu trinken. Jetzt werde ich redselig. Aber das muss sein. Und du musst dich mit meinen Gedanken abfinden, denn ich muss das loswerden, woran ich denke, schon seit so vielen Jahren.«

Sie zog einige Male rasch und heftig an ihrer Zigarette.

»Nun. Du verstehst – einmal habe ich einen Mann sehr gern gehabt. Da war ich fünfzehn und gerade mit der Realschule fertig. Ach, mädchenhafte Schwärmerei! Aber ich musste siebzehn werden, ehe es zu mehr wurde. Ja, denn er war ein braver Bürger in der kleinen Stadt, aus der ich komme, und das ist er trotz allem noch immer. Er sitzt übrigens im Gemeinderat, verdammt tüchtiger Kerl, verstehst du. Ihm darf ich dafür danken, dass ich so gute Noten im Examen hatte. Ja, denn er war mein Lehrer, verstehst du, ihn hatte ich in Physik und Mathematik und Englisch. Und weil er so wichtig war, musste ich mich in diesen Fächern ganz besonders anstrengen, als ich auf die Realschule ging, obwohl er mich nie getestet hat. Später, als die Schule zu Ende war, brach mir der Schweiß in den Händen aus, wenn ich ihm begegnete, jedes Mal. Ja, es gab viele solche Dinge, ich alberte herum und redete laut und hektisch mit meinen Freundinnen, wenn er vorüberging. Mädchenhafte Schwärmerei? Nun gut. Aber Mädchen schwärmen nicht so unschuldig, wie man glaubt. Die Dichter schreiben viel Schönes über das, wovon Mädchen träumen. Nun gut – das passiert auch. Aber mindestens ebenso viel, das nicht schön ist. Kleine

süße Mädchen denken mit Wollust an obszöne Sachen und Dinge. Je hässlicher, desto besser. In der Regel gibt es kein echtes Objekt der Begierde, nein, dazu ist das Ganze zu geheim. Nicht einmal in ihren Träumereien wollen sie Mitwisser haben. Ich also träumte von einem richtig großen, hässlichen, gemeinen Troll, der mich in seinen finsternen Berg locken und unvorstellbare Dinge mit mir machen würde. Oder ich träumte vom Teufel. Vor allem, als ich zum Konfirmationsunterricht ging und der Pastor sagte, wir müssten dem Teufel widersagen und all seinen Werken. Ich wollte nichts lieber, als die Bekanntschaft dieses phantastischen Teufels machen. Aber bei der Konfirmation sagte auch ich, ich wolle ihm widersagen. Das taten wir alle. Und allesamt logen wir.

Das ist die erste offizielle Lüge, derer wir uns schuldig machen. Nach alter Sitte dürfen wir nicht in die Reihen der Erwachsenen treten, ohne vorher am Altar zu lügen. Das ist das Aufnahmehitual. Die Gesellschaft verlangt von uns diese Lüge über dem Abendmahlswein. Ist das nicht phantastisch? Nein, jetzt rede ich irre. Prost jetzt!«

Sie leerte ihr Glas. Ich drehte meins zwischen meinen Fingern.

Sie war jetzt ziemlich betrunken, sie ließ Asche auf die Tischplatte rieseln, wenn sie die Zigarette über dem Aschenbecher abstreifte. Sie summte und lachte. Aber plötzlich umfasste sie ihr Gesicht mit beiden Händen und stöhnte.

»Nein, großer Gott, das ist zu schrecklich. Das ist einfach alles zu schrecklich. Ab und zu taucht in meinem Rausch ein Vakuum auf, und dann ist es schrecklicher denn je. Ich würde eigentlich gern weinen. Aber wenn ich weine, dann ist es, als ob eine Taubstumme schreit. Nein, ach, ich bin wohl schon ziemlich betrunken.«

Sie lachte kurz auf.

»Das muss dich doch gottserbärmlich langweilen. Na ja, ich verlasse mich darauf, dass du die Wahrheit sagst. – Liebe, ja. Die dürfte überhaupt keinen Namen haben. Denn sie ist – ja, sie ist nichts, was man mit einem Namen benennen kann. Etwas von dem trüben Schlamm, der in einer Jungmädchenphantasie sein Bazillendasein lebt, ist auch dabei. Nein, jetzt lüge ich. Es hat natürlich seine tieferen Ursachen, das mit dem Schlamm. Ich überlasse es den Psychoanaly-

tikern, darin herumzuwühlen. Aber dann kommt ein Mann, ein quicklebendiger Mann, und er war schon die ganze Zeit da. Manche schwärmen in dem Alter für Filmstars und andere für Sporthelden, aber wir, die wir im tiefsten Herzen treu sind, wir bauen auf der kindlichen Schwärmerei auf. Pflegen sie vielleicht, nähren und kultivieren sie und sagen alles, was man eben so sagt, um die Dinge zu erklären. Von mir aus gern. Das Ergebnis ist in jedem Fall dasselbe, und die Menschen haben dieses ziemlich unpraktische Konzept mit dem Wort Liebe in Verbindung gebracht. Es hat mit Freude zu tun, nein, ich kann es nicht erklären. Aber es ist so, dass du bei einem bestimmten Menschen so unvernünftig glücklich wirst und von innen strahlst.«

Sie sprach jetzt sicherer, sie war vertieft in ihre Betrachtungen und weniger konzentriert darauf, wie diese auf mich wirkten. Ihre Augen hatten einen vagen Glanz, und ihre Wangen hatten sich gerötet.

»Warum? Ja, ich meine, warum gerade dieser eine Mensch? Manche können sagen, warum sie diesen oder jenen lieben, aber dann stimmt etwas nicht. Dann geht es um Bewunderung oder Sympathie oder etwas, das uns beeindruckt. Liebe, die ist etwas ganz anderes. Ich rede auch nicht von Erotik – ja, du siehst mich an? Nun gut, von mir aus, dann sagen wir eben Erotik, aber dann ist Erotik nicht das, wofür wir alle sie halten. Dann ist Erotik etwas ziemlich Unkörperliches. Was die Erotik betrifft, haben andere Männer mir größeres

Vergnügen verschafft, als ihm das gelungen ist. Aber kein anderer hat es so in mir blühen lassen, hat meine Seele so zum Blühen gebracht, nur er. Und warum?

Er ist nicht schöner als andere, im Gegenteil. Nicht groß und nicht intelligenter als andere Schullehrer. Nicht intelligenter als andere, die im Gemeinderat sitzen. Er war – ja, das ist er noch immer – ebenso engstirnig, ebenso ... ja, nun ja, egal. Er war wie die meisten angesehenen Bürger der Gesellschaft. Ach Gott, nein, ich weiß wirklich nicht. Manchmal finde ich, dass er sich auf irgendeine Weise größer gezeigt hat, irgendwie, ach ja, ich kann dir sagen – er war wunderbar. Und er ist intelligenter als die meisten anderen, ja, er ist ungeheuer intelligent. Ich bin nur einfach zu dumm, um ihn richtig beurteilen zu können. Denk daran, wenn ich etwas Schlechtes über ihn sage, denk daran, dass es daran liegt, dass ich ein wenig verbittert über ihn bin, ab und zu, ein wenig wütend.

Ja, denn manchmal war ich das eben. Vor ein paar Wochen hätte ich ihn fast umgebracht. Ich hatte eine verzehrende Lust, ihn umzubringen. Verstehst du, er lag neben mir, und sein Kopf war in den Nacken gekippt, und sein Mund stand offen. Er schnarchte. Aber sein Hals war angespannt, ich sah die pochende Schlagader. Und ich dachte, ein kleines Taschenmesser würde ausreichen für diese Schlagader, und dann würde er nicht mehr wach.

Verstehst du, das alles hier ist wahr. Ich hätte ihn umgebracht, ich bin zu so etwas imstande. Was ihn gerettet hat, war die Brille. Es geschah, als ich das

Messer aus seiner Westentasche ziehen wollte. Die Brille steckte ebenfalls in der Westentasche, und ich hielt sie für einen Moment in der Hand, sah sie einen Moment lang an – nein, nein, nein, das hat doch nichts mit der Sache zu tun, darauf komme ich noch zurück. Aber erst später, erst später.

Ich rede bestimmt eine Menge wirres Zeug, aber das musst du mir erlauben. Ich kann nicht anders erzählen, und du darfst nicht auf die Uhr schauen. Ich kann nicht zulassen, dass das, was ich erzähle, irgendwen langweilt, denn dann bricht alles für mich in Stücke. Jetzt bin ich betrunken, verstehst du, aber ich muss betrunken sein, um die Wahrheit sagen zu können, ich bin viel zu sehr an das Lügen gewöhnt. Nein, lass uns erst einmal anstoßen. Ach, du musst auf mich aufpassen, damit ich nicht zu betrunken werde. Ich habe Angst. Ach Gott, ab und zu habe ich solche Angst. Klar, das geht vorüber, aber heute Abend muss ich reden. Wie weit war ich gekommen. Nein, ich muss wieder zurückgehen, nein, du darfst keinen Zusammenhang erwarten, der rote Faden hat sich bei mir schon vor langer Zeit hoffnungslos verheddert. Sag mal, hast du je von Frauen gehört, die es *auf verheiratete Männer abgesehen haben*? Es ist nämlich immer die Frau, die es auszubaden hat, wenn ein verheirateter Mann seine Frau betrügt. Die Frau, mit der er sie betrügt. – Ja, die hat es sicher nicht besser verdient. Nun, wirklich? Darauf komme ich noch zurück. Hier stimmt etwas nicht, verstehst du. Hier stimmt etwas zum Wahnsinnigwerden nicht. Die Heiligkeit der Ehe!«

Sie rauchte mit wütenden Zügen. »Ich war selbst verheiratet, das kann ich dir sagen. HUUUUU!« Ich fuhr zusammen. Sie ließ sich im Sessel zurücksinken und lachte.

»Jetzt habe ich dir aber einen Schrecken eingejagt! Ja, also, die Sache mit der Unverletzbarkeit der heiligen Ehe. Jetzt erzähle ich es dir: Ich hatte es auf einen verheirateten Mann abgesehen. Er hat geheiratet, als ich achtzehn Jahre alt war, ich hatte ihn selbst heiraten wollen, ich hätte seine Kinder zur Welt gebracht. Ich war siebzehn, als er mich das erste Mal hatte. Er war damals schon verlobt, aber das wusste ich nicht. Jetzt muss ich dir aber zuerst noch etwas anderes erzählen, nämlich über unsere Stadt. Es gibt Gesetze, die überall auf der Welt gelten, aber eine Stadt wie unsere, die hat ihre eigenen Gesetze. Die sind eine Art Abart der anderen Gesetze, eine Karikatur der anderen Gesetze. Die allgemeine Heuchelei, die anderswo toleriert wird, die ist in unserer Stadt Religion. Ein Lehrer ist in der Regel überall ein anständiger Mensch, aber in unserer Stadt ist er noch ein paar Grad anständiger.

Sagen wir, er hatte in der Bergwerkssiedlung zu tun, die einige Kilometer oberhalb der Stadt liegt, und dort trifft er ein Mädchen, das dort wohnt, sie war seine Schülerin. Sie ist die Tochter eines einfachen Bergmanns da oben, aber sie hat das beste Zeugnis bekommen beim Mittleren Schulabschluss. Er darf sich ja wohl für so eine tüchtige Schülerin interessieren, er darf sie fragen, ob sie vielleicht gern weiter zur Schule

gehen würde, ob sie vielleicht Lust hätte zu studieren? Er ist ja sogar mit einem anderen Lehrer gekommen, es ist nichts daran auszusetzen, dass er das Mädchen anspricht, sie hat ihn vom Fenster aus gesehen und schnell einen Grund dafür gefunden, auf die Straße zu laufen.

Denn so ein Mädchen war ich. Ich nahm sogar eine Zeitschrift mit, eine englische Zeitschrift, in der ein Gedicht stand, das ich übersetzen wollte, um ein paar Kronen zu verdienen. Und ich war atemlos vor Nervosität, denn wenn er sich die Sache erst überlegt hätte, würde er es doch seltsam finden, dass ich mit einer englischen Zeitschrift spazieren ging. Und dann zeigte ich ihm die Zeitschrift mit dem Gedicht, und wir setzten uns alle drei in der Sonne auf einen Stein. Am Wegesrand wuchsen Gänseblümchen, die riss ich heraus und zerfetzte sie. Und ich redete und redete über das Gedicht, und ich fragte nach Dingen, die ich schon längst wusste, damit er noch ein paar Minuten sitzen bleiben würde, damit wir so lange wie möglich dort sitzen könnten. Er zog seine Brille hervor und las das Gedicht aufmerksam, er sah sich andere Dinge in der Zeitschrift an, und ich suchte andere Dinge in der Zeitschrift heraus und bat ihn, sie zu lesen, damit er noch ein bisschen länger neben mir sitzen bleiben könnte.

Aber dann wollten sie nicht mehr hier sitzen, sie wollten wieder zurück und verabschiedeten sich von mir. Und jetzt kommt etwas Seltsames: Kurz darauf kam er noch einmal vorbei, und er sah ziemlich verzweifelt aus, er suchte seine Brille, er war ganz sicher,